



Prof. Dr. Christoph Stölzl
Laudatio anlässlich der Verleihung des
KAIROS-Preises an Tímea Junghaus
10. Februar 2008, Deutsches Schauspielhaus Hamburg

[Es gilt das gesprochene Wort]

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wer die Leistung von Tímea Junghaus in eine europäische Perspektive einordnen will, muss historisch ein wenig ausholen.

„Oh heilig herz der Völker, o Vaterland“ hat vor zweihundert Jahren Friedrich Hölderlin gereimt. Ein Jahrhundert später hat Franz Kafka das Amalgam von Nation und Emotion in suggestive Sätze gefasst: „Einheit! Einheit! Brust an Brust, ein Reigen des Volkes, Blut nicht mehr eingesperrt im kärglichen Kreislauf des Körpers, sondern süß rollend und doch wiederkehrend“. Es sind dies die Stimmen aus einem Jahrhundert in Ausrufungszeichen, der Epoche der nationalen Idee. Sie hat als Katalysator mitgeholfen, dass aus den alteuropäischen Fleckenteppichen konkurrierende Massengesellschaften wurden, scharf geschieden durch den sacro egoismo des Nationalismus, begierig auf den Wettlauf um den Platz an der Sonne. Sie waren optimistisch und kühn, verlangten und erhielten Hingabe von denen, die sich zur nationalen Idee bekannten. Die Dynamik des nationalen Fortschritts hat ungeheure Kräfte der Selbstbildung freigesetzt: der Aufstieg der europäischen Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst zur Weltgeltung verdankte sich nicht zuletzt der Lust an der nationalen Konkurrenz. Die Lust das Eigene vom Anderen zu scheiden und zum Bauwerk heranzubilden in Literatur, Musik, Architektur und bildender Kunst, und schließlich zu krönen im Gesamtkunstwerk Demokratie – wer wollte das Faszinierende daran leugnen? Gerade im sprachlich-kulturell durchmischten Ost- und Südosteuropa hat die Selbsterfindung der Nationen aus dem Geiste der Kunst, die Anverwandlung gesamteuropäischer Kulturströmungen ins Nationale und vice versa die Bereicherung der Weltkultur durch ursprünglich regionale Kreativität ganz außerordentliche Leistungen mobilisiert. Alle Europäer wohnen mutatis mutandis immer noch in den damals geschaffenen Gehäusen.

Soweit das Positive: Skeptiker gab es freilich von Anfang an. Goethe fand z. B., die Deutschen sollten sich lieber zu wirklichen Menschen als zur Nation heranbilden. Und Franz Grillparzer prophezeihte, der Weg der Bildung werde von der Humanität zur Nationalität und dann zu Bestialität gehen. Das 20. Jahrhundert gab dem pessimistischen Österreicher auf schauerliche Weise recht. Was die Enthusiasten der „nation, une et indivisible“ in Kauf



nahmen, das war die Verdrängung aller Gruppen, die nicht in das Raster passten, das, was man früh „Minderheit“ nannte, so als sei das Mehrheitsprinzip der Demokratie mir nichts dir nichts auf Gesellschaft und Kultur zu übertragen. Minderheit, die eigensinnig auf angestammten Sitten beharrte, das war Sand im Getriebe und wurde an den Rand gedrängt, wurde weggeschoben vom Räderwerk der Fundamentalmodernisierung. Das Glück der Nationalstaaten war auch das Unglück der Gruppen, die nicht hineinpassten. Lebten sie verstreut in mehreren Staaten, so wurde ihr Ignorieren der modernen Grenzen als „Vaterlandslosigkeit“ denunziert. Und wo sie archaischen Gesellschaften bildeten mit Loyalitätsnetzen, die der Uniformierung aller Lebensverhältnisse zur bürgerlichen-kapitalistischen, versachlichten Welt trotzten, da blieb ihnen das Stigma, ewige „Unterschicht“ zu bleiben oder bestenfalls das Reservat der Exotik. Sie sehen, meine Damen und Herren, dass uns unser Nachdenken über die Nachtseite der modernen Nation ganz von selbst zur Geschichte der Minderheit par excellence, der auf viele Länder verstreuten Roma geführt hat. Es ist ein bitteres Paradox, dass just in jener Epoche, wo der siegreiche Nationalismus seine ersten Triumphe feierte, die romantische Verklärung des Zigeunerdasein in der bürgerlichen Kunst ihre Hochblüte hatte. Die Andersartigkeit faszinierte. Worin sie wirklich bestand, interessierte viel weniger als die Möglichkeit, auf sie alle Sehnsüchte der puritanischen Epoche zu projizieren. Man schrieb den Zigeunern Freiheit, Ungebundenheit, dämonische Sinnlichkeit zu. Mit Bizets „Carmen“ erreichte das Klischee seinen Höhepunkt.

An der Dialektik von Ausgrenzung und romantischem Vorurteil hat sich im Grunde bis heute nichts geändert. Und auch das nationale Risorgimento des 19. Jahrhunderts ist, jedenfalls in Ost- und Südosteuropa, als Modell noch einmal zurückgekehrt, mit seinen integrierenden wie seinen ausgrenzenden Tendenzen. Für die Probleme, die sich aus dem radikalen Umbruch in den postkommunistischen Nationen für die supranationalen Gruppen wie die Roma ergeben, denen mit dem politischen Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht geholfen ist, weil sie nicht als Staatsnation organisiert sind, gibt es heute wie vor 100 Jahren keine wirkliche Antwort.

Es ist die große innovative Leistung von Timea Junghaus, dass sie eine Antwort auf die Roma-Frage dort gefunden hat, wo sie keiner vermutet hatte. Ihr Instinkt wies ihr den Weg. Sie hat einmal gesagt: „Der Mittelpunkt meines Lebens ist meine Leidenschaft für die Kunst. Und es fühlt sich so an als sei die Hauptsache im Leben, auf dem richtigen Weg unterwegs zu sein – dann findet sich alles andere.“ Was Timea Junghaus fand, war eine Art Königsweg. Wenn die europäischen Eliten die Sprache der zeitgenössischen Kunst als verbindlichen Wert anerkannten, über alle nationalen, sprachlichen und kulturellen Grenzen hinweg, dann war damit eine Tür geöffnet, die auch allen Roma offenstand. Es galt und gilt, eine Roma-Hochkultur zu schaffen, als ein Medium mit doppelter Wirkung: nach innen wirkend, in die Roma-Gesellschaften hinein, die aufgerufen sind, selbstbewusste Kriterien



und international konkurrenzfähige Kunst jenseits der Folklore zu entwickeln. Und nach außen, in die europäische Kulturgesellschaft wirkend, die über eine Roma-Kunst eingeladen wird, ihre Klischees zu revidieren. Die Arbeit der Ausstellungsmacherin und Kuratorin Timea Junghaus ist sehr schnell eine Schatzgräberei geworden, die Erstaunliches zutage förderte, so etwa die außerordentliche Vielfalt der Kulturphänomene der europäischen Roma. Zwischen traditioneller Gebundenheit der Roma-Künstler an Riten und Symbole und Teilhabe an der ästhetischen Avantgarde variiert ein breites Spektrum. Wenn der erste Blick nicht täuscht, den uns etwa der von Timea Junghaus kuratierte Roma-Pavillon auf der letztjährigen Biennale in Venedig eröffnet, ist die Begegnung zwischen der Elite der Roma und der zeitgenössischen Kunst „the beginning of a wonderful friendship“ – um es mit den legendären Schlussworten aus dem Film „Casablanca“ zu sagen. Timea Junghaus, die selbst aus einer Familie von Roma und Sinti stammt, hat als erste Roma in Ungarn Kunstgeschichte studiert. Ihre Liebe zur Kunst sowie der Wunsch, für das Volk, aus dem sie stammt, in Europa mehr Achtung zu erwirken fließen in ihrer Arbeit zusammen. Was sie tut, ist paradigmatisch: die europäische Geschichte lehrt, dass nur Gruppen, die in der Lage sind, diskursfähige Eliten hervorzubringen, die Chance haben, in einen Dialog auf Augenhöhe mit ihren Nachbarn einzutreten. Was scheinbar nur eine Sache der „Kunstszene“ ist, kann weitreichende politisch-soziale Wirkung entfalten. Die junge Roma-Intelligenz hat mit Timea Junghaus' Biographie ein Vorbild, dessen positive Langzeit-Bedeutung gar nicht zu überschätzen ist.

Die Leistung von Timea Junghaus weist aber weit über die Roma-Frage hinaus. Wir leben in einer Epoche europäischer und weltweiter Migrationen, die in ihrer tief umwälzenden Wirkung überhaupt noch nicht zum Bewusstsein gekommen sind. Alles kommt darauf an, dass unsere gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Institutionen gerüstet sind, dieser Zukunft nicht in Panik, sondern im Guten zu begegnen.

Das vereinigte Europa mit seinen offenen Grenzen wird leben von der wirtschaftlichen Vernunft, ohne die es nicht zustande gekommen wäre. Aber es bedarf ebenso des Bindemittels der Sympathie zwischen seinen Bürgern. Je besser sie einander kennen, desto besser werden sie sich vertragen. Der Gründer der zu Beginn als „mitteleuropäische Schweiz“ konzipierten Ersten Tschechoslowakischen Republik, der Soziologe Tomas Garigue Masaryk, hat in den 1920er Jahren gesagt, Völker müssten sich ja nicht unbedingt lieben, um friedlich in einem Staat zusammenzuleben. Wir wissen es inzwischen besser. Achtung und Sympathie, ja Liebe zur Kultur der jeweils anderen ist das festeste Band, das pluralistische Gesellschaften zusammenhalten kann. Es ist das Geheimnis der Kunst, dass sie Sympathien stiftet zwischen Menschen, die sonst nie zusammengekommen wären. Die Kunst überschreitet spielend soziale und nationale Grenzen. Wir, die wir bisweilen ermüdet sind vom Karussell des Kunstmarktes und der Fieberkurven seiner Bewertungen, wir, die wir fassungslos, erheitert oder verstört das „anything goes“ der zeitgenössischen Ästhetik beobachten, haben von Timea Junghaus etwas Elementares gelernt:



Die Kunst ist immer noch eine moralische Macht. Es kommt nur darauf an, wer sie in die Hand nimmt.

Gratulation für eine großartige und mutige Frau!

Gratulation für ein kühnes Werk, das im richtigen Moment kommt!

Der KAIROS-Preis für Timea Junghaus!